

Implizites Wissen und geteilte Bewertungskriterien in universitären Schreib(lern)prozessen?

Gerd Sebald/Robert Schmidt

1) Einleitung

2) Der Kontext des Materials

Das im Folgenden präsentierte und ansatzweise analysierte empirische Material ist im Rahmen einer sog. Schreibwerkstatt für Studienanfänger im Fach Soziologie an der Universität Erlangen entstanden. Ziel war es, den Studierenden einerseits das schreibende Lesen als Praxis nahezubringen und sie andererseits zu ermutigen, sich schriftlich argumentativ und erörternd mit Argumenten aus den Texten auseinandersetzen. Die Studierenden sollten in Kleingruppen ein kurzes, problematisierendes Essay zu einem Aspekt des gewählten Textes formulieren. Für die im weiteren zitierte Arbeitsgruppe von drei Studierenden des Faches Soziologie im 2. Semester war die Textgrundlage Niklas Luhmanns kurze Skizze »Lesen lernen« aus dem Band *Schriften zur Kunst und Literatur*. Darin wurde von den Studierenden insbesondere folgende Passage mit Erstaunen und Zweifel wahrgenommen:

»Auch Wissenschaftler müssen, wenn sie publizieren wollen, Sätze bilden. In der dafür notwendigen Wortwahl herrscht jedoch ein für die meisten Leser unvorstellbares Maß an Zufall. Auch die Wissenschaftler selbst machen sich dies selten klar. Der weitaus größte Teil der Texte könnte auch anders formuliert sein und wäre auch anders formuliert, wenn er am nächsten Tag geschrieben worden wäre.« (Luhmann 2008: 10)

Daraus oder dagegen entwickelt diese Arbeitsgruppe das Thema »Wie funktioniert wissenschaftliches Schreiben?« und formuliert dann gemeinsam einen etwa eine halbe Seite langen Text. Die sich ergebende, etwa 70minütige Gruppendiskussion, in der sich wissenschaftliches Schreiben und Vorstellungen vom wissenschaftlichen Arbeiten und Schreiben entwickeln, wurde akustisch aufgezeichnet und transkribiert. Die inhärente reflexive Schleife des wissenschaftlichen Schreibens über wissenschaftliches Schreiben eröffnet unseres Erachtens gerade in der pragmatischen Umsetzung mit ihren Widersprüchlichkeiten und Problemkonstellationen den Blick auf eine Ebene des praktisch-situierten Vollzugs, die für den Schreibprozess zentral ist, aber bisher empirisch und theoretisch noch nicht ausreichend in den Blick genommen wurde. Das Transkript des aufgezeichneten gemeinsamen Schreibprozesses dokumentiert, wie die Teilnehmer ihr Verständnis jener Anforderungen zeigen und entwickeln, denen sie sich beim Schreiben wissenschaftlicher Texte ausgesetzt sehen.

3) Ordnungsebenen des Schreibens

Im Material lassen sich drei Ordnungsebenen unterscheiden: a) Vorstellungen über Form und Kultur des wissenschaftlichen Arbeitens und Schreibens, b) Vorstellungen über die Temporalisierung des wissenschaftlichen Arbeitens und Schreibens und c) die pragmatische Ordnung der Formulierung, der konkrete Vollzug des Schreibens. Die Ebenen b) und c) werden nur sichtbar, wenn nicht vom fertigen Text und nicht von einem ausdrücklichen und geplanten Prozess ausgegangen wird, sondern der konkrete Vollzug selbst in seiner Situiertheit und mit seinen je offenen Möglichkeitshorizonten in den Blick genommen wird, in dem die anderen beiden Ebenen einerseits wirksam und andererseits in den Formulierungs- und Verschriftlichungsvollzügen auch übersetzt, angepasst und evtl. auch konterkariert werden. Diese drei Ebenen tauchen in einer doppelten Form im Material auf: einerseits als Vorstellung bzw. Vollzug und andererseits als Reservoirs für normative Bewertungskriterien, die immer wieder in den Ablauf eingespeist und an die gefundenen Formulierungen angelegt werden.

a) Die kulturelle Ordnung des Schreibens

Die drei Studierenden der Arbeitsgruppe entwickeln relativ schnell eine gemeinsame Vorstellung von der kulturellen Ordnung des Schreibens. Gegen Luhmanns Aussage der kontingenten Formulierung wird vorsichtig die Zielgerichtetheit, Aussagekraft und Klarheit des wissenschaftlichen Arbeitens in Stellung gebracht:

»S1: Ich will mal behaupten, aber auf jeden irgendwie 'n Ziel vor Augen

S2: Ja, genau.

S1: am Anfang ja und da einfach so'ne . so'ne Fragestellung oder zu=zmindest 'ne Frage und der mer intensiver mehr oder wie nachge=gehen, oder so?

S3: Ja.

S1: We'mer sagt, so des muss scho immer feststehen eigentlich

S3: Ja, stimmt so

S2: Und dass man halt so seine Aspekte auch gut belegt finde ich auch wichtig, grad bei wissenschaftlichen Aufs=schon aussagekräftig und auch klar sein . [s'hieb und stichfest ist dann auch]

S1: Na, da könnt mer dann über'n Prozess kurz was schreiben, wie mer jetzt 'ne Arbeit anfertigt « (Z. 23-34)

Deutlich werden an dieser Stelle die formalen Anforderungen bzw. Formatanforderungen nach einer Fragestellung und nach belegten Aussagen. Aber auch der vorgestellte Arbeitsprozess der Anfertigung einer wissenschaftlichen Arbeit wird thematisiert, das Schreiben selbst wird erstmal nicht direkt erwähnt. Erst in der Konzeption einer Gliederung für den eigenen Text wird das Schreiben sichtbar:

»S1: Ja genau, dann mach mer's so, ähm, wenn wir Quellen, dann Schreiben [tippt] an sich und dann so als Nachbearbeitung nochmal« (Z. 178 f.)

Gegen Luhmann werden in einem ersten (und den weiteren Prozess und Text bestimmenden) Schritt, die Problemorientiertheit, Klarheit und Überprüfbarkeit der wissenschaftlichen Ergebnisse, sozusagen die wissenschaftsinternen Mythologisierungen der eigenen Arbeit aufgerichtet, die im weiteren auch immer als Kriterien für die eigene Arbeit in Anschlag gebracht werden. Und das, obwohl sich diese Aspekte auf der Ebene der pragmatischen Umsetzung keineswegs als eindeutig und klar erweisen. In der Diskussion und im Formulierungsprozess wird das Problem unklar und verschwimmt, auch die Klarheit der Aussagen wird ob der Vielzahl der Ausdrucksmöglichkeiten unscharf. Die Vorstellungen, die (z.B. in Form stilistischer Konventionen) auf der kulturellen Ordnungsebene darüber kursieren, wie „man“ es macht, rahmen so zwar den konkreten Vollzug des Schreibens, werden aber dabei immer wieder unterlaufen, ohne jedoch ernsthaft Schaden zu nehmen. Nur die Formatvorgabe »Essay« mit ihrer internen Strukturierung Einleitung, Hauptteil, Schluss wird umgesetzt, wobei der Schluss aus Zeitmangel entfällt.

b) Die zeitliche Ordnung des Schreibens

Was sich hier zeigt, ist eine Vorstellung über die zeitliche und inhaltliche Gliederung des wissenschaftlichen Schreibprozesses. Der besteht in der Vorstellung der Studierenden aus drei getrennten Phasen: Quellenarbeit, Schreiben, Nachbearbeiten. Aber daran knüpft sich auch eine Vorstellung vom zeitlichen Ablauf des eigenen Schreibprozesses. Es handelt sich dabei gleichsam um »Ethnotheorien der Ablaufordnung«, der Prozessmomente und ihrer Priorisierung:

»S1: ja, reicht ja als Gliederung, oder?

S2: Schon, oder?

S1: Quellen hammer auch [lacht] können anfangen.

S1: Ok, müss'n wir erst 'ne Einleitung, oder

S1: Genau, würd ich auch sagen.« (Z. 78 ff.)

Diese zeitliche Ordnung bleibt während des Schreibens wird als Gliederung, in die entwickelte Ideen eingetragen werden, notiert (aber nicht dem abgegebenen Essay beigefügt) und bleibt während des Schreibens präsent.

»S1: des kö'mer später auch noch schreiben [. . .]

S2: Ja, später dann, wer mhm=so, wenn wir ja darauf eingehen, wie funktioniert wissenschaftliches Schreiben so als ein Prozess« (Z. 172ff.)

Diese Temporalisierung des eigenen Schreibens findet auch in der immer wieder betonten Vorläufigkeit des Geschriebenen ihren Ausdruck. Das aktuell Verfasste gilt dabei erstmal als vorläufig, als erste Materialisierung, die wieder korrigiert werden kann oder muss, verweist also auf einen noch folgenden Korrekturgang:

»S3: Kö'mer später noch schön machen. [. . .]

S2: [Wichtig's] wir schon mal was haben« (Z. 149ff.) oder

»S2: Des schreibschd scho mal, na ha'mer schon mal was« (Z. 257).

Das Schreiben ist in diesem Sinne nie abgeschlossen. Das ist eine Quelle der Kontingenz der Formulierungen, die Luhmann beschreibt. Das ist aber auch eine mediale Differenz zwischen dem Gedachten und Gesprochenen einerseits und dem Geschriebenen andererseits. Denken und Sprechen sind primär zeitliche Vorgänge, die in ihrer Sequentialität keine direkte Rekursion erlauben. Das Schreiben jedoch als Verräumlichung solcher zeitlichen Prozesse ermöglicht aufgrund der Materialisierung Rekurs auf die Ergebnisse vorheriger Formulierungsprozesse, sei es in Form der Korrektur von Schreib- oder Tippfehlern, sei es in einer mehr oder weniger weit gehenden Überarbeitung des gesamten Textes.

»S1: Also wir schreiben [tippt während sie spricht] »Hier ist ... hier ist bemerken«

S3: [Zitiert belustigt:] »Hier ist bemerken?«

S1: »Hier ist [betont: zu] bemerken daass« ...

S3: Kommt danach 'n Komma, Komma dass

S2: und zwei s [alle drei lachen]« (ca. Z. 450 ff.)

Die Verräumlichung ermöglicht so eine ganz eigene Zeitlichkeit des Schreibens, die sich unabhängig von und durchaus quer zur linearen Zeitlichkeit des Denkens oder Sprechens entwickelt. Im Vollzug des Schreibens kreuzen sich somit mindestens drei Ebenen der Zeit: die subjektive Zeitlichkeit des Denkens, im Falle eines kooperativen Schreibens: die Zeitlichkeit des Sprechens, die Zeitlichkeit des Schreibens und die äußere Zeit, die die je aktuelle Schreibsituation rahmt und begrenzt.

Der äußere zeitliche Rahmen wirkt in der Schreibwerkstatt auch explizit als Maßstab für die Detailliertheit, Ausgestaltung und Länge des zu produzierenden Textes:

»S1: Ok Dann woll'n wir . also, nein des kommt dann auch drauf an, wie lang jetzt unser Text hier . werden würde, aber

S2: So fünf Seiten [S3 lacht]

S1: Ja, sowas hätt ich jetzt auch mal gschätzt [lacht] äähm [...] weil we'mer jetzt davon ausgehen, dass der recht viel länger wird, dann würd ich ja sagen,

dann könnt mer=müsst mer gleich in die Einleitung no' reinschreiben was mer machen, also so »Als erstes wollen wir darüber erzählen'f was mer halt so [zielt?] so und so«

[...]

S1: Geh mer widder davon aus, dass mer so'ne halbe Stunde eigentlich mal schreiben?

D: Ja, klar. [...]

S1: Ok, dann reicht uns das [...]. Dann reicht die Einleitung. « (Z. 183 ff.)

Im konkreten pragmatischen Vollzug, dem Schreiben der Einleitung, stellt sich das Problem der Ausführlichkeit in dem Sinne, als es fraglich wird, ob in der Einleitung auch eine ausformulierte Kurzgliederung auftauchen muss, wie sie von der Vorstellung über den Arbeitsprozess eigentlich gefordert wird. Der zu produzierende Text wird dann pragmatisch an den gegebenen zeitlichen Rahmen angepasst.

c) Die pragmatische Ordnung des Schreibens

Trotzdem (oder um diese Komplexität zu reduzieren?) verschwindet das Schreiben aus dem Arbeitsprozess. Es spielt keine wichtige Rolle, weil es nur als Ausdruck von Gedanken erfasst wird, als Niederschreiben, nicht als Schreiben:

»S3: Also bei mir isses eben meist so, ich sag halt ungefähr jetzt die und die Richtung, such mir dazu Literatur und so die spezielle Frage entwickelt sich dann einfach erst so

S2: Ja, das war bei mir erst so, ja

S1: Würd ich auch sagen

S2: fällt einem dann immer mehr ein, wenn man erstmal ins Thema rein-kommt

S3: Genau, ja. Dann eben die ganze Literatur ausarbeiten und, also Schreiben is bei mir dann eher so das Einfachste dann auch, bis ich alles

S2: Echt?« (Z. 59–67)

Das Schreiben gilt S3 als ein Nebenaspekt des Prozesses, der weiter keine Schwierigkeiten macht, eher ein Niederschreiben, ein bloßes Ausdrucksverhalten als ein komplexer Vollzug. S2, die selbst noch keine Hausarbeit geschrieben hat, wirkt sichtlich erstaunt. Deutlich wird in dieser Sequenz aber auch die Dynamik und Eigenständigkeit des Schreibgeschehens. Auch wenn Schreiben »das Einfachste« ist, wird deutlich, dass sich sowohl die »spezielle Frage« als auch Inhalte erst im Arbeitsablauf selbst entwickeln. Dabei wird versucht, diese Trennung zwischen gedanklicher Arbeit und der Handarbeit des Schreibens aufrechtzuerhalten, auch wenn der aktuelle Vollzug etwas anderes nahelegt.

»S1: Ich wollt schreiben »entwickeln«, aber ich hab mir grad dacht .. dass es eigentlich so ned stimmt, weil wir . weil des eigentlich ned im Schreibprozess passiert glaub ich, des ja dann .. also nicht beim Schreiben selber, sondern wirklich bei der Beschäftigung« (Z. 343 ff.)

Das Schreiben selbst bleibt konzeptuell ein Niederschreiben, obwohl konstatiert wird, dass erst im Schreibprozess sich diese Erkenntnis entwickelte. Nicht der materialisierende Vollzug des Schreibens koppelt sich reflexiv an die Gedankenentwicklung an, sondern die Gedanken bleiben strikt von der manuellen Tätigkeit getrennt. Was sich hier implizit andeutet, sind Theorien des Schreibens. Diese Tätigkeit wird theoretisch reduziert auf den rein handwerklichen Aspekt, der konsequent von der allein kreativen Gedankenarbeit abgekoppelt wird. Diese merkwürdige Trennung, die paradoxal aus dem beschriebenen Vollzug aufleuchtet, ist eine gesellschaftlich weit verbreitete und wirkmächtige. Schon Derrida (1967) hat in seiner Grammatologie die Problematik eines solchen Repräsentationsverhältnisses in Bezug auf Sprechen und Schrift aufgezeigt. Damit verschwindet die durchaus das Denken prägende Kraft des Schreibens als eigenlogische Perspektive. Diese Eigenlogik ist aber andererseits durchaus präsent:

»S2: Ich find, wenn man öfter so Texte schreibt, na entwickeln sich echt so Sätze und so Phrasen, die man einfach immer schreibt« (Z. 126 f.)

Die strukturierende Kraft des pragmatischen Vollzugs zeigt sich gerade in dieser Muster- und Phrasenbildung. In elaborierterer Form verweist diese Aussage nicht so sehr auf mögliche wörtliche Wiederholungen, sondern auf Muster von Formulierungen, von Wort- und Satzkombinationen, kurz: auf die Entwicklung eines persönlichen Stils. Stil meint hier ein generalisiertes Muster des Geschriebenen, das sich nur in immer wieder vollzogenen Schreibvollzügen herausbilden kann und das gleichzeitig die je aktuellen Schreibvollzüge formt. Dieses Muster ist jedoch nicht einfach explizierbar, sondern umfasst ein breites Spektrum von Dimensionen: Wortwahl, Satzbau, Satzmelodie, Klang, rhetorische Mittel, etc. Aus diesem Spektrum werden schließlich auch Bewertungskriterien gewonnen, die an den eigenen Text angelegt werden. Dabei sind nicht, oder zumindest nicht einfach, alle Aspekte des Geschriebenen oder zu Schreibenden sprachlich zu fassen.

Auf einer inhaltlichen Ebene machen die Studierenden für ihre Arbeit den Bezug auf Luhmann als Bewertungskriterium explizit:

»S2: Ja, so als Einleitung, ich find da haste Luhmann, d'sso, den kennt man halt und dann [S3 lacht]

S1: Des klingt auch immer so gut, we'mer sich dadrauf bezieht

S2: So nich so ja, ohne Zusammenhang, so zusammenhangslos zu schreiben« (Z. 104 ff.)

Die Auswahl wird dabei erstmal von der allgemeinen Bekanntheit des Namens und, vermutlich, dem damit verbundenen Ruf von komplexen und theoretisch höchst anspruchsvollen Texten getriggert. Ein zweites inhaltliches Kriterium ist der Kontext des eigenen Textes: die Einbettung in einen vorhandenen diskursiven Kontext, die mit dem Namen Luhmann vollzogen wird. Neben dem Kontext ist die Kohärenz des eigenen Textes wichtig: »Dass halt auch alles zsammpasst« (Z. 420). Dazu gehört auch die Vermeidung von Wiederholungen und Tautologien: »Aber des klingt ja wieder doppelt gemoppelt.« (Z. 137) oder »Aber dann ham wir wieder »wissenschaftlich« drin.« (Z. 167) oder: »Wenn'r nich wieder wissenschaftlich, könn'w'r ja schreiben, »da das Verfassen Texte dieser Art« oder so? ... wir ham dreimal wissenschaftlich.« (Z. 224 f.)

Auf der Ebene der Wortwahl zeigt sich bei den Studierenden eine bestimmte Vorstellung von wissenschaftlicher Ausdrucksweise, die sich insbesondere in nicht alltäglich verwendeten sog. Fremdwörtern zeigt:

»S1: »Da dem Verfassen wissenschaftlicher Arbeiten Zielgerichtetheit immanent=immanent ist« oder so, kann man schreiben, oder

S2: Ja, schreib des

S1: Ha, exzellent [...]

S3: So cool. Immanent.« (Z. 268)

Neben »immanent« werden im weiteren Verlauf noch »teleologisch« (235), »essentiell« (302), »herauskristallisiert« (328), »obligatorisch« (387) und »Struktur« (429) als Formulierungsalternativen erwogen bzw. einige davon dann auch verwendet. An der jeweiligen Textstelle wird dann der vorhandene Möglichkeitsraum deutlich, nicht immer das Selektionskriterium. An Stelle des letztlich verwendeten »essentiell« wurden etwa auch die Worte »hilfreich« und »obligatorisch« diskutiert. Die Untersuchung des Schreibvollzugs eröffnet auf diese Weise auch die Erfassung der syntagmatischen Möglichkeitsräume, wie sie an jedem Punkt des Textes vorhanden sind. Was damit deutlich werden kann, sind die je spezifischen Selektivitätsmuster in den Formulierungen, und, im optimalen Fall, die angewandten Selektionskriterien. Statt des einfachen Textes, der als Endergebnis dasteht, werden sozusagen zwischen, über und unter den Zeilen die alternativen Formulierungsmöglichkeiten sichtbar.

Die Wortwahl verweist aber auch auf einen nicht so einfach sprachlich zu fassenden Aspekt des Textes, auf ästhetische Kriterien, die sich vor allem in der Formulierung »Klang« bündeln. Das wurde schon kurz in Bezug auf den Namen Luhmann zitiert; der Klang wird aber auch in Bezug auf konkrete Formulierungen immer wieder ins Spiel gebracht: »das klingt vorzüglich« (378), oder aber in negativer Hinsicht »Also da würd ich sagen, des is=des klingt so, naja« (407). Das Klingen bzw. der Klang wird immer wieder in die Diskussion geworfen, wenn eine Bewertung nicht explizit formuliert werden kann oder wenn sich eine gewisse Unsicherheit in Bezug auf die aktuelle Anwendung eines Kriteriums zeigt.

Das empirische Beispiel hat unseres Erachtens gezeigt, wie die vorgestellten Ordnungsebenen des Schreibens in den pragmatischen Vollzug einwirken. Die pragmatische Ebene entwickelt dabei durchaus eine Eigenlogik, die den Vorgaben und Vorstellungen widersprechen kann. Es zeigt sich, wie wichtig es ist, den pragmatischen Vollzug des Schreibens in seiner Situierung, seiner hergestellten Sequenzialität und seiner Selektivität zu untersuchen.

Theoretische Überlegungen

In einem weiteren Schritt möchte ich nun einige theoretische Überlegungen im Anschluss an das Material, aber auch in der Überschreitung desselben:

1) Die Zeiten des Schreibens: Wir begreifen Schreiben als die Verräumlichung zeitlicher Abläufe, d. h. als die sequentielle Materialisierung von Zeichen auf einem typischerweise zweidimensional gestalteten Untergrund, die vorher sequentiell in psychischen oder besser psychophysischen Systemen gebildet wurden. Schreiben ist jedoch keinesfalls nur Niederschreiben oder Aufschreiben von schon fertig formulierten Gedanken, sondern eine mediale und materiale Transformation. Diese Transformation oder auch Übersetzung gibt dem Geschriebenen eine eigene Dauer, die nicht nur den Ablauf der Rezeption, sondern schon den des Schreibens selbst massiv verändert. Beim Schreiben kreuzen oder überlappen sich so mindestens drei Zeitebenen: die subjektive, lineare Zeitlichkeit des Denkens und Handelns, die Zeitlichkeit des schon materialisierten Geschriebenen, auf das rekursiv immer wieder zurückgegangen werden kann, und die äußere Zeit, die die je aktuelle Schreibsituation rahmt und begrenzt.

Schreiben selbst als pragmatischer Vollzug kann unterschiedliche zeitliche Dauer haben, einerseits in Form einer zeitlich länger dauernden bzw. nach Unterbrechungen immer wieder aufgenommenen Tätigkeit (an diesem Vortrag wird nun schon neun Monate geschrieben und er ist immer noch nicht fertig). Immer wieder wird auf das schon Geschriebene zurückgegriffen, es wird überarbeitet, Absätze werden herauskopiert, an anderer Stelle eingefügt. Das bedeutet, Schreiben wird aus vielen unterschiedlichen schreibend verbrachten Momenten bzw. Schreibakten zusammengesetzt. Andererseits kann auch ein einzelner Schreibakt (bei einer kurzen E-Mail oder einer SMS) ausreichen. Aber auch in diesem Fall haben wir eine gewisse zeitliche Erstreckung.¹ Im Fall des länger dauernden, sich aus mehreren Schreibakten zusammensetzenden Schreibens läuft die äußere Zeit zwar linear ab, aber die Zeit des Schreibens hat eine Taktung durch Unterbrechungen, hat eine Rekursivität durch Umarbeitungen und Streichungen, ist also keineswegs linear gleichförmig ablaufend.

Diese schreibend verbrachten Gegenwarten eröffnen je unterschiedliche Kontexte und je unterschiedliche zeitliche Horizonte. Das gilt zum einen in Bezug auf die jeweilige Zukunft, also die Erwartungen und Antizipationen, die Pläne und Ausrichtung des

¹Damit stellt sich die Frage nach der Einheit eines Schreibakts oder eines schreibenden Vollzugs. Wann beginnt er, wann hört er auf?

Geschriebenen. Wir haben damit angefangen, ein Forschungsprojekt zu planen und entsprechend einen Antrag zu schreiben, das ist immer noch aktuell, aber es haben sich zwei Vorträge als Zwischenziele dazwischen gemogelt, so dass der Fokus sich verschoben hat. Dazu kommt der mit solchen festen Terminen verbundene Zeitdruck, der das Schreiben beschleunigt und Bewertungen und rekursive Korrekturen laxer macht. Mindestens genauso wichtig ist der Horizont des Vergangenen, der sich in solchen Zeiträumen ständig (mit-)verschiebt. Immer, wenn wir wieder anfangen, am Text zu schreiben, kommen neue relevante Lektüren, neue zwischenzeitliche Überlegungen hinzu (die post-process theory, die New Literacy-Studies, ein aktueller Artikel aus einer Zeitschrift etc.) Jede Rückkehr zum Schreiben ist damit immer auch ein neuer Anfang: man »muss erst wieder reinkommen«, die alten Sätze vor dem Hintergrund des neuen Wissens neu lesen, um einen aktuellen Anschluss herzustellen.

Die zeitliche Ordnung des Schreibens liefert die grundlegende Struktur für das Schreiben. In der jeweiligen Gegenwart des einzelnen Schreibaktes eröffnen sich Horizonte des Vergangenen und des Zukünftigen, die zu jedem Zeitpunkt mehr oder weniger viele Möglichkeiten anbieten. Das macht

2) den Prozessbegriff problematisch: »Es ist ganz wahr, was die Philosophie sagt, daß das Leben rückwärts verstanden werden muß. Aber darüber vergißt man den andern Satz, daß vorwärts gelebt werden muß.« (Kierkegaard, Tagebücher). Das gilt mutatis mutandis auch für die Analyse von sinnhaften Vollzügen generell, und entsprechend für das Schreiben. Aus der ersten Form der Herangehensweise entwickeln sich für die Analyse des Schreibens zwei typische ex post-Rekonstruktionstechniken: die textorientierte und die prozessorientierte.

Es ist natürlich möglich, und in Fällen wie der Edition historischer Schriften die einzige Möglichkeit, vom fertigen Produkt, vom Text, auf das Schreiben zu schließen, vgl. etwa die Ansätze der Critique genetique (Hays 2012) oder der Editionstheorie. Angesichts der eben entwickelten komplexen zeitlichen Ordnung des Schreibens sind mögliche Rückschlüsse auf das Schreiben selbst jedoch beschränkt. Diese Limitierung reduziert sich, je mehr Vorversionen zur Verfügung stehen, aber es wird kein Rückschluss auf einzelne Schreibakte möglich, allenfalls die Rekonstruktion eines Verlaufs, womit wir bei der zweiten Form der ex post-Rekonstruktion sind, der prozessorientierten, die nicht zuletzt für die Schreibdidaktik prägend wurde (Flower/Hayes 1981, Beaugrande 1984, Hayes 1996). Basierend auf empirischen Beobachtungen werden idealtypische Phasen einheitlicher Tätigkeit konstruiert: planning, translating, reviewing (Flower/Hayes), die dann in Modellen sequenziert werden oder aber bei Beaugrande werden Teilprozesse identifiziert (Sounds/Letters, Phrases, Expression, Conceptual development, Ideas, Goals), die parallel, aber in eine Richtung ablaufen. Dagegen sind unseres Erachtens vor allem zwei Einwände zu erheben:

a) Diese Modelle unterstellen eine Linearität und Aufeinanderfolge, die nur aus der ex post-Rekonstruktion sichtbar wird. Um wieder auf Kierkegaard zu verweisen: geschrie-

ben wird zwar vorwärts, aber dieses »Vorwärts« steht in jedem einzelnen Schreibakt als Richtung in Frage. Schreiben setzt sich unseres Erachtens aus vielen Schreibakten bzw. -momenten zusammen, die jeder in sich jeweils eine Selektion aus den vor- und zuhandenen Möglichkeiten und Horizonten darstellen. Das betrifft nicht nur den inhaltlichen syntagmatischen Möglichkeitsraum, sondern auch die Form der Tätigkeit (weiter schreiben, das eben Geschriebene lesen, ein Zitat nachschlagen, Fehler korrigieren, umformulieren, streichen, neu anfangen etc.) Dazu zählen beim Schreiben oder Lesen angefertigte Exzerpte, Notizen oder andere beiläufige Schreibakte, die nicht direkt oder auch gar nicht in den Text einfließen, aber natürlich für den Ablauf des Schreibens trotzdem relevant sind. Dazu zählen auch die ex post nicht mehr sichtbaren Sackgasen, Streichungen, Rückwärtsbewegungen und Neuorientierungen, die eine lineare Konstruktion übersieht. Schreiben gleicht nicht einem geraden Kanal, sondern eher einem mäandernden Strom mit einer Vielzahl von Altwässern und Nebenarmen, dessen Verlauf am Beginn alles andere als klar ist, der auch, und hier versagt die Metapher, rekursiv wird, abbricht oder neu anfängt. Statt von Prozess wäre es besser von einer Verkettung oder Verwebung von Schreibakten zu sprechen.

b) Die prozessorientierten Modelle fokussieren auf kognitive Aktivitäten (Hayes 1996 nimmt einige physische und soziale Faktoren mit auf) und vernachlässigen die soziokulturelle Situierung der Schreibakte (Punkt 3) ebenso wie die körperlich-implizite Dimension (Punkt 4)

3) Ordnungen als Horizonte der Situation: Schreiben findet immer in konkreten sozialen oder soziokulturell gerahmten Situationen statt. Schreiben ist immer eine soziale Tätigkeit, nicht nur in dem Sinne, dass es als Mitteilung an andere gerichtet sein kann. Sondern auch weil Schreiben grundsätzlich sozial gerahmt ist, auf soziale Tatsachen zurückgreift bzw. in sozial geschaffenen Bahnen verläuft: Sprache und Schriftsprache mit ihren Regelsystemen, Grammatiken und andere normative Vorgaben. Es gibt das Universum des Geschriebenen, der Diskurse und Semantiken, das im Horizont jedes Schreibens steht. Und nicht zuletzt zeigt sich die gesellschaftliche Differenzierung auch im Schreiben: die unterschiedlichen Ordnungsbereiche des Schreibens sind schon durch generalisierte Muster geordnet: es existieren Formate, Formeln, Semantiken, Konventionen, etc. Jeder Ordnungsbereich entwickelt so eine eigene Form der Literalität, das empirische Beispiel zeigte Novizen der soziologischen Literalität bei der Aneignung der soziologie-eigenen formativen und normativen Vorgaben. Das gilt aber ebenfalls für das juristische, das politische oder das ökonomische Schreiben, für das Programmieren wie für das Komponieren.

Solche transsituativen Ordnungen und Ordnungsmuster müssen zwar zumindest teilweise auch kognitiv repräsentiert sein, aber aus der kognitiven Ebene allein erklärt sich weder ihre Genese noch ihre Wirkung auf den aktuellen Schreibakt. Die Struktur der Situation (Seminar, zeitweise Dozent anwesend, Machtstrukturen, Prüfungsordnungen etc.) gibt auch Relevanzen und Selektionskriterien vor. Wichtig ist an dieser Stelle

dennoch die spezifische individuelle Aneignungs- und Interpretationsform solcher Ordnungsmuster, sozusagen die je zu- und vorhandene individuelle Übersetzung dieser Muster. Damit wird neben der transsituativen und der kognitiven Ebene aber auch die körperlich-implizite Ebene relevant.

4) Implizites und explizites Schreiben: Denn die Übersetzung von transsituativen Ordnungen des Schreibens erfolgt keineswegs nur oder auch nur überwiegend auf einer reflexiv-bewußten Ebene. Die Verräumlichung von zeitlichen Abläufen braucht den Körper als ausführendes Organ und damit wird das im Körper zuhandene Wissen relevant. Schreiben ist eine grundlegende kulturelle Fertigkeit, die für ihre Ausführung einer relativ langen Übung und Ausbildung bedarf. Das gilt für die Handschrift ebenso wie für die Bedienung unterschiedlicher Möglichkeiten zur Buchstabeneingabe. Die Geschwindigkeit und damit auch die Zeitlichkeit des Schreibens wird von der so ausgebildeten körperlichen Fertigkeit bestimmt. Die jeweiligen Schreibmaterialien und -techniken, die Medien und Zeichensysteme sind kulturelle und historische Entwicklungen, die die je konkrete Ausführung eines Schreibaktes, seinen Ablauf und die zur Verfügung stehenden Möglichkeiten ganz grundlegend formen und formieren. Eine grundlegende Literalität wird bereits in den Schulen in die Körper eingeschrieben und eröffnet so Möglichkeiten des schriftlichen Ausdrucks, die in der weiteren Ausbildung noch an die jeweiligen Vorgaben angepasst werden müssen und die in der weiteren Ausübung das entsprechende implizite Wissen vom pragmatischen Vollzug des Schreibens generieren. Nicht zuletzt wegen dieser ontogenetisch tiefen Verankerung des Schreibens im Körper sind die damit verbundenen Formen des impliziten Wissens nicht leicht zu fassen.

Zu dieser impliziten Ebene zählen aber auch die zu mehr oder weniger fein ausdifferenzierten Mustern sich generalisierenden Formulierungen, der Stil. Diese implizite Ebene ist nicht nur zentral im pragmatischen Vollzug, sondern – das wurde schon im empirischen Beispiel deutlich – in der Bewertung. Auch Vorstellungen vom »guten Klang«, von einer »gelungenen Formulierung«, von einer »treffenden Beschreibung« wirken als generalisierte Muster auf einer impliziten Ebene. Auch in diesem Fall ist es nicht zuletzt für die Akteure schwierig, die Kriterien, ihre Genese oder ihre Begründung zu explizieren. Und diese Schwierigkeit reproduziert sich erst recht auf der methodischen Ebene. Wie können wir das im Vollzug oder in der Bewertung wirksame implizite Wissen fassen?

5) Bewertung und Vollzug: Wir würden also zwei Modi im Schreiben unterscheiden: den pragmatischen Vollzug und die Bewertung. Diese Unterscheidung erfolgt allerdings nicht im Sinne von zwei unterschiedlichen und miteinander zu verschaltenden Phasen, sondern verweist auf zwei Herangehensweisen, die oft parallel ablaufen. Beide sind eng miteinander verknüpft, auch wenn sie getrennt ablaufen. Bewertungen erfolgen einerseits reflexiv, also mit Bezug auf die explizite Normen (Wiederholungen, Rechtschreibung, Formulierungen etc.) oder aber implizit, d. h. in einer emotionalen, nicht

klar artikulierbaren Form. Auf dieser Ebene scheinen Aspekte wie Klang, Satzmelodie, Stil, »coole« Formulierungen etc. beurteilt zu werden. Die Kriterien dieser »gefühlten« Bewertung werden in (oft) wiederholter Praxis ausgebildet, Muster des Guten und Schönen, die mit dem jeweils Geschriebenen verglichen werden können.

Sowohl bei der expliziten wie bei der impliziten Bewertung kommen die transsituativen Ordnungsebenen, wie auch immer vermittelt oder übersetzt, ins Spiel. Es stellen sich immer die Fragen der Angemessenheit, der Gültigkeit, der normativen Richtigkeit.

Methodische Schlussfolgerungen

Die grundsätzliche methodische Schlussfolgerung aus diesen Überlegungen ist der Ausgang von der je konkreten Situation des Schreibens. In der jeweils aktuellen Schreibsituation sind die theoretisch entwickelten Ebenen präsent und werden in Vollzug und Bewertung pragmatisch integriert. Das gilt für die implizite und reflexive Ebene des Individuellen ebenso wie für die situative und die transsituativen sozialen Ebenen.

Den entscheidenden methodischen Grundzug sehen wir in dem Versuch, pragmatische Schreibvollzüge nicht (nur) – wie dies in der Schreibforschung überwiegend geschieht – von ihren Effekten, Resultaten und Produkten (Schriften, Texten, Notizen etc.) her zu rekonstruieren, sondern sie in ihrer temporalen und situationalen Vollzugswirklichkeit zu untersuchen.

Mit der Ausrichtung auf das tatsächliche Schreibgeschehen kann und soll die teleologische Voreingenommenheit vieler Schreib-Studien vermieden werden. Sie gehen überwiegend vom bereits geschriebenen Werk aus, verwandeln es retrospektiv »in ein sich unter unseren Augen vollziehendes Schreiben« (Hay 2012, S. 135) und rekonstruieren von da aus den Prozess der Textentstehung. Sie schreiben damit dem Schreibprozess nachträglich eine unseres Erachtens viel zu hohe Stringenz und Zielgerichtetheit zu. Um dies zu vermeiden und um jene epistemischen Aspekte des Schreibens im Blick zu behalten, die nicht an die Herstellung von überdauernden Texten geknüpft sind, darf die Untersuchung von Schreibpraktiken also nicht auf Prozesse der Textentstehung verengt werden. Vielmehr muss die pragmatische Verkettung von Schreibakten, in denen sich im Moment des Schreibens zugleich die Bedingungen des Weiterschreibens realisieren, beobachtbar und empirisch zugänglich gemacht werden. Schreibspuren wie Kritzeleien, Notizen, Entwürfe, Überarbeitungen oder Textfragmente, neben Teilnehmerverbalisierungen die bevorzugten Datentypen von ex post Analysen, die in der Schreibforschung dominieren, sollen in den empirischen Fallstudien zwar ebenfalls herangezogen werden, im Mittelpunkt wird jedoch die – methodisch anspruchsvolle – Erhebung und Generierung von Ablauf- und Beobachtungsdaten stehen. Neben der **Situation** stehen damit die hergestellte **Sequentialität** und die in den Schreibakten vollzogene **Selektivität** im Mittelpunkt der methodischen Ausrichtung. Aber auch mit diesen Prinzipien und einer breiten Datenbasis wird ein Rückschluss auf implizite Vollzüge und Bewertungskriterien nicht einfach werden. Aber das ist ein weiterer Vortrag